

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(Nachdruck verboten.)

In herrlich gelegenen, vornehmen Landhaus werden einige

ausgewählte Sommergäste

aufgenommen. Kein Hotelbetrieb. Größte Ruhe. Gelegenheit zu Wasser- und Bergsport. Auskunft durch Martin Hollwed, Kunstmalers, Gartenstraße 78/4.

Aber dieses Inserat, das an gut sichtbarer Stelle in der neuen Zeitung erschienen war, beugten sich eng gedrängt fünf Köpfe, zwei rechts und zwei links von dem des Familienoberhauptes, das niemand anderes war als der oben erwähnte Herr Hollwed.

„Es macht sich sehr gut!“ stellte Frau Gina mit ihrem gewohnten Optimismus fest und kniff ein Auge zu, als betrachtete sie prüfend eine von Martins Skizzen.

„Ein bißchen klein . . .“ fand der fünfzehnjährige August. „Warum habt ihr es nicht so machen lassen?“ Und er wies mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die quadratfußgroße Anzeige des „Alpenpalasthotels“, über dem großen „A“ gleichsam als Akzent einen Fettschaden zurücklassend.

„Weil das Haus auch nicht so groß ist,“ belehrte Gutrune, den blonden Kopf neben den dunklen der Mutter geschniegt. Die aber sah in der Aussage einen Versuch, das Ansehen des herrlichen Landsitzes zu schmälern und ging in Kampfstellung. „Ich weiß nicht, was ihr alle gegen das Haus habt; es ist sehr hübsch und viel bequemer zu bewirtschaften, als wenn es so eine Kaserne wäre. Und den Gästen ist das sicher auch lieber, denn sie kommen ja gerade deswegen!“

„Oho, kommen sie? . . .“ fragte Herr Hollwed zweifelnd.

„Nun, natürlich!“ erwiderte Gina. „Oder meinst du, daß wir die einzigen sind, die heute morgen eine Zeitung lesen? Denkt mal, Kinder, wie hübsch: In diesem Augenblick fassen vielleicht Hunderte von Menschen den Plan, ihren Urlaub bei uns im Seehaus zu verbringen!“

„Wo sollen die denn schlafen?“ fragte der praktische August. „In meinem Bette doch nicht?“

„Das werden wir ja sehen,“ antwortete der Vater. „Ich meinerseits bin zu jedem Opfer bereit, also wird euch Kindern auch nichts anderes übrigbleiben, als euch dünne zu machen und an die Wand zu rücken.“

Der kleine Frieder zog finster die Brauen über seinen schwarzen Augen zusammen: „Warum wollen denn hundert Leute zu uns kommen? Es wäre viel schöner ohne sie!“

Gutrune suchte ihn zu belehren. „Das Seehaus gehört doch nicht uns, Jeder. Wenn wir den Sommer dort zubringen wollen, so muß Vater dem Besitzer etwas dafür bezahlen, und die Gäste sollen ihm dabei helfen.“

„Ich weiß was!“ jubelte Frieder. „Wir lassen sie einfach schnell bezahlen und machen dann, daß sie gleich wieder abreißen. Wir geben ihnen einfach nichts zu

essen!“ Frieder fand in seiner fünfjährigen Weisheit oft solche verblüffende Lösungen.

August, sonst sehr überlegen, neigte der gleichen Auffassung zu. „Vielleicht mögen sie nicht dableiben, wenn wir recht viel Lärm machen,“ schlug er vor.

„Das kann wohl sein,“ bestätigte der Vater. „Aber damit ist uns nicht geholfen. Sie zahlen nämlich leider nur dann, wenn es ihnen so gut gefällt, daß sie da bleiben mögen.“

Gutrune bliete sorgenvoll.

Frau Ginas Feldherrngeist aber war bereits dabei, die herzudrängenden Massen zu sichten, einzuteilen und unterzubringen. „Es ist ja schade, daß nicht noch ein paar Zimmer mehr da sind. Aber wenn sich sehr viele Gäste melden, müssen wir selbst uns eben weiter einschränken. Man müßte ein Stück des Vorplatzes abteilen, mit einem hübschen, bunten Vorhang etwa, so etwas macht sich immer gut — die Speisekammer wäre wohl auch zu entbehren, besonders wenn man den Vorratsschrank darin stehen läßt — in der Schiffshütte ist es eigentlich auch sehr nett, wenigstens an warmen Sommertagen.“

„Und wer schon Rheumatismus hat, braucht ihn nicht erst zu bekommen.“

„Nun ja, es ginge natürlich nur bei schönem Wetter,“ gab Gina zu. „Aber man muß an alle Möglichkeiten denken. Nachdem du nun einmal auf diese Idee gekommen bist . . .“

Martin Hollwed hob beschwörend die Hände. „Ich bitte dich, Gina! Der Einfall mit den Pensionären ist durchaus dein geistiges Eigentum!“

„Aber das Seehaus hast du doch im vorigen Sommer entdeckt. Du warst ja ganz hingerissen von der herrlichen Abendstimmung, erinnere dich doch!“

„Und es waren so viele Schnaken da!“ ergänzte Frieder.

Gina wandte den Blick zum Himmel. „An jedem See sind Schnaken,“ erklärte sie geduldig. „Aber nicht überall ist diese himmlische Ruhe und Abgeschiedenheit, der Blick ins Weite, dazu die Berge ganz nah . . . Ich weiß doch, daß du dir immer einen solchen Aufenthalt gewünscht hast, Martin; es war die reine Fügung des Himmels, daß das Seehaus gerade in diesem Sommer vermietet werden sollte. Du wirst eine Unmenge famoser Bilder dort malen . . .“

„Zu Befehl!“ erwiderte gehorsam Martin.

„Nun ja, was solltest du denn sonst dort tun den ganzen lieben Tag? Aber meine Zeit und meine Kräfte sind frei; also ist es doch ganz natürlich, wenn ich auch mein Scherflein beitrage. Ja, es ist sogar notwendig, denn an sich wäre die Miete wohl zu hoch für uns, darin hättest du ganz recht. Aber wenn wir nun das ganze Haus voll zahlender Gäste haben, bleibt uns sicher am Ende ein Stück Geld über, ich freue mich schon darauf, mich so recht kopfüber in die Arbeit zu stürzen!“

„Ich auch!“ bemerkte August, der seine fünfte Frühstücksstempel hinuntergeschlungen hatte. „Ich gehe jetzt

In die Stute! Hoheste Zeit!" Krachend flog die Türe hinter ihm zu, und man hörte ihn alsbald mit langen Sprüngen die Treppe hinunterzupoltern.

Gutrune begann den Tisch abzuräumen. Martin entzündete seine Morgenpfeife; Gina aber griff noch einmal nach der Zeitung und überlas mit zärtlichem Stolz das Inserat. Sie beschloß, für alle Fälle den Tag über zu Hause zu bleiben, denn man konnte nicht wissen, wann der erwartete Zubrang der Bewerber beginnen würde.

Vorläufig jedoch störte niemand die Muße ihres Vormittags als Frieder, der wohl zehnmal fragte: „Wann kommen sie denn?“ Die bevorstehende Massen-invasion interessierte ihn ungemein.

Gina begann schon unruhig zu werden. Zum allerersten Male durchfuhr sie der schreckliche Gedanke, das Inserat möchte vielleicht doch nicht die Beachtung finden, die sie erwartete. Immer wieder mußte sie sich vorsagen, daß ja noch nichts verloren sei, da etwaige schriftliche Anfragen doch überhaupt nicht vor dem nächsten Tag eintreffen konnten. Als das Mittagsmahl die Familie wieder zusammenführte, war sie so still und gedrüht, daß sie der teilnehmende Gatte nach ihrem Befinden fragte, und die besorgte Guttrune, bevor sie mit dem kleinen Bruder den täglichen Spaziergang antrat, ihr ein Pulver aufnötigen wollte.

Da ging die Flurglocke. Gina fuhr in die Höhe und hätte fast die Kaffeekanne fallen lassen, aus der sie Martin eben einzuschenken im Begriff war. Aber es erschien nur Dr. Mohr, der treue Freund des Hauses, der zu dieser Stunde auf dem Weg nach seiner Anwaltskanzlei des öfteren bei Hollweds vorzusprechen pflegte. „Nur rasch heraus mit der Sprache!“ rief er und schwang die Morgenzeitung wie ein Banner. „Ich brenne vor Neugier. Was ist das wieder für eine neue Hollwed'sche Unternehmung, von der man hier lesen kann? Seit wann seid ihr Landbesitzer?“

Gina setzte ihm eine Tasse vor. „Besitzer ist zuviel gesagt. Aber Wirtsleute werden wir ein paar Monate lang sein. Sie erinnern sich doch an das Seehaus?“

Dr. Mohr sah ziemlich verständnislos drein.

„Er war doch nicht dabei,“ mahnte Hollwed.

„Na ja, aber ich bin sicher, daß ich ihm oft genug davon erzählt habe. Es war doch das Schönste, was wir im vorigen Sommer auf unserer Reise sahen. Stellen Sie sich einmal vor: eine uralte Baumgruppe, ganz schwarz gegen einen durchsichtigen Abendhimmel — davor der See wie flüssiges Gold — war es so, oder nicht?“ wandte sie sich mit plötzlicher Strenge an ihren Gatten.

„Ohne Zweifel,“ bestätigte dieser.

„Es ist so ein Fleck Erde, wie man ihn sich für glückliche Stunden träumt,“ fuhr Gina fort. „Und dann: lautlose Stille. Nichts als das Flüstern des Schilfes, der Ruf eines Vogels.“

„Erlaubt einmal,“ unterbrach Mohr, „was für ein Obdach außer dem Abendhimmel, der ja wohl auch manchmal nächtlich oder mittäglich sein wird, gedenkt ihr euren Gästen denn zu bieten?“

„Dies hier,“ erklärte Martin, und wies mit der Pfeife an die gegenüberliegende Wand auf eine Skizze. Zwischen verwilderten Blumenbeeten und dichten Gesträuch sah man das graue Gemäuer und das dunkle Steildach eines altertümlichen Hauses.

„Es ist wie ein Gedicht von Eichendorff,“ fuhr die begeisterte Gina fort. „Ein kleines Herrenhaus, früheres Klosterbesitz, — die Straße von Seehausen nach Obermühl führt in der Nähe vorbei; aber man sieht sonst keine menschliche Ansiedlung weit und breit, es ist einfach ein Traum! Und nun denken Sie sich, welche Fügung! Vor einer Woche lesen wir plötzlich im Morgenblatt, daß dieses Traumschloß für den Sommer vermietet werden soll! Erst hatten wir natürlich Bedenken. Es ist ja immerhin ein großer Besitz, — und überflüssiges Geld, das wissen Sie ja, Franz, haben wir immer noch nicht, wenn es uns auch, gottlob, viel besser geht!“

„Aber da Gina von Anfang an entschlossen war...“

„Ach was, entschlossen! Ich wußte doch, wie sehr es dich gestreut hätte, Martin, obwohl du erst meinteist,

wir sollten die Hände davon lassen. Nein, es schnitt mir einfach ins Herz. Warum sollten wir eigentlich immer auf alles Wünschenswerte verzichten müssen? Eine schlaflose Nacht — und mein Plan war fertig!“

„Nächstes Mal bekommst du rechtzeitig Adalin!“

„Spotte nur! Du wirst mir schon noch danken.“

Sagen Sie, Franz, hab ich recht oder nicht? Wenn man ein paar zahlende Gäste aufnimmt, lebt man doch einfach umsonst mit, die Verpflegung kostet dort draußen ja ohnehin fast nichts, und Wild und Fische werden wir immer genügend haben.“

„Wer soll denn dieses Getier erbeuten?“

„Nun, unsere Gäste. Die sind doch sicher froh um eine Beschäftigung. Und schließlich wird Martin ja auch nicht von früh bis spät immer malen wollen, wenn er auch natürlich sehr fleißig sein wird!“

„Und ihr seid also wirklich entschlossen?“

Martin zeigte lachend auf seine Frau. „Du fragst noch? Es ging einfach hopp, hopp. Ich mußte mich hinsetzen und schreiben, dann kam ein komischer kleiner Mann in einem viel zu großen Anzug, der das Objekt in den höchsten Tönen pries. Der Inhaber, ein Herr Rante, sei nur durch eine dringende Reise abgehalten, den Besitz, an dem er mit ganzer Seele hänge, in diesem Jahre selbst auszunutzen. Die geehrten Herrschaften möchten sich die Gelegenheit ja nicht entgehen lassen, es seien bereits mehrere ernsthafte Interessenten da. Ehe ich recht wußte, wie mir geschah, war der Vertrag perfekt, das gute Geld einbezahlt, und das Seehaus ist für die nächsten Monate mein Eigen. Mannhaft kämpfe ich nun alle nachträglichen Zweifel nieder und vertraue auf Gina, die schwört, es würde alles glänzend gehen.“

„Dem Mutigen gehört die Welt,“ sagte Mohr, sich vor Gina verneigend. „Sie wollen sich also wirklich diese Mühe machen?“

„Von Mühe kann keine Rede sein. Es ist nur billig, daß ich meine Zeit einmal nützlich anwende. Sie werden sehen, wenn wir nun das Haus ordentlich vollbekommen, verdienen wir sogar ganz nett dabei. Und abgesehen davon, welche günstige Gelegenheit für Guttrune, sich einmal gründlich in der Führung eines größeren Hauswesens auszubilden!“

„Das hätte schon noch Zeit,“ warf Martin mißmutig ein.

„So ist er nun, dieser Mann. Er verschließt einfach seine Augen vor den Tatsachen. Ist das Kind verlobt oder nicht?“

„Ich habe von Anfang an erklärt, Guttrune ist noch zu jung.“

„Sie wird aber doch mit jedem Tag älter. Gegen Kurt läßt sich nichts einwenden, sie haben sich gern, passen zusammen — so reden Sie ihm doch vernünftig zu, Mohr. Es sieht ja sonst rein aus, als hätte ich Eile, das Kind loszuwerden.“

„Wir kennen nicht einmal seine Familie,“ wandte Martin eigensinnig ein. Der Gedanke, sich über kurz oder lang von seinem Liebling Guttrune trennen zu müssen, wollte immer noch nicht recht in seinen Kopf.

„Die können wir nirgends besser kennenlernen, als wenn wir sie einladen, uns im Seehaus zu besuchen. Das macht auch einen viel stattlicheren Eindruck als unsere Künstlerwirtschaft in der Atelierwohnung hier...“

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken.

Von Alara Blüthgen.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Manchmal aber ist auch Gold nicht glänzend, sondern von einer Patina des Verkennens überzogen, die seinen Wert nicht erkennen läßt.

Wirklich arm ist nur, wer glaubt, er habe nichts zu verschenken. Auch der Ärmste kann anderen geben, wenn er nur will.

Was heißt: ein Großer sein? Auch der Kleine und Schwache kann im heldenhaften Ertragen des Leidens zum Großen werden.

Der Mann, der die Klappe hält.

Auch ein Beruf, den der Tonfilm geschaffen hat. — Warum sprechen Ton und Bild gleichzeitig?
Von Hans Taussig (Berlin).

Seinen Namen nennt kein Plakat, kein Inserat, kein Prospekt. Niemand kennt ihn, niemand hat je von ihm gehört. Er ist ganz unprominent, und legt auch — sehr im Gegensatz zu allen, die nach ihm kommen — absolut keinen Wert auf Popularität. Und doch ist er der erste Mann in jeder Szene jedes Tonfilms, der gedreht wird. Seine Stimme ist die erste, die zu hören ist. Keine Szene kann ohne ihn gedreht werden. Und doch werden Sie, verehrte Leserinnen und Leser, das Publikum nämlich, ihn niemals zu hören und zu sehen bekommen — den Mann, der die Klappe hält.

Die Szene „sitzt“. Der Regisseur, der den kurzen Handlungsabschnitt sieben zum sechsten Male probt, wischt sich den ehrlichen Schweiß von der Stirne, tritt ein paar Schritte zurück, um den Gesamteindruck der Sache besser überprüfen zu können, und ruft dann mit Stentorstimme zum Tonmeister hinüber — der im Hintergrund vor seinem Aufnahmewagen lauert — „Run, Meister, können wir jetzt aufnehmen?“ Der „Meister“ brüllt zurück: „Ja! Fertig!“ Der Aufnahmeleiter ruft jetzt sein lautes „Ruhe! Abtuten!“ durch den riesigen Raum des Tonfilmateliers, und fast gleichzeitig dröhnt das für Zartbesaitete sehr unangenehme Sirengeräusch der „Abtute“ durch den Raum. Es wird mäuschenstill. Die Darsteller stehen auf ihren Plätzen, der Kameramann hinter seiner Kamera, der Regisseur neben ihm.

Jetzt tritt der Mann in Aktion, den man vorher garnicht beachtet hat. Er hält eine riesige Holzklappe in der Hand, an deren unterer Seite eine Szenen-Nummer auf einer Tafel angebracht ist. Er tritt direkt vor das Objektiv der Bildkamera, die geheimnisvolle Holzklappe wie ein Tabernakel vor sich her tragend. Es ist absolut still. Von irgendwo ruft jemand: „Einschalten!“ — Dann hört man, wie aus der Ferne, nochmals ein ganz kurzes Sirengeräusch, und dann . . . Dann spricht der Mann, der die Klappe hält, plötzlich „Zweihundertsebenundzwanzig, das erste Mal!“ und schlägt die geöffnete Klappe mit Krachen zu. Dann allerdings tritt er schleunigst zurück, denn die Darsteller treten in Aktion.

Was dieser Spul bedeutet? Es ist gar kein Spul. Es ist nichts weiter, als die Verknüpfung zweier technischer Vorgänge, ohne die die Aufnahme eines Tonfilms unmöglich wäre.

Zunächst: der Mann, der die Klappe hält, sprach eine Nummer. Diese Nummer ist genau die gleiche, die auf der Tafel, die sich auf der Unterseite seiner Klappe befand, aufgemalt war. Es ist die Nummer der betreffenden Szene. Ich darf wohl als allgemein bekannt voraussetzen, daß ein Tonfilm nicht der Reihenfolge seiner Handlungsvorgänge nach aufgenommen wird, sondern so, wie es die Kulissen, die Bauten, zulassen. Spielt zum Beispiel in irgend einem Tonfilm die Hochzeitsszene im ersten Akt und die Sterbeszene des letzten Aktes im gleichen Raume, dann müssen beide Szenen (und alle anderen, die in dem gleichen Raume spielen!) hintereinander gedreht werden — um den nochmaligen Aufbau der sehr teuren „Dekoration“, der Kulisse, zu vermeiden. Um nun beim Zusammensehen des Films, der aus tausenden von Teilen und Teilschen besteht (der Fachmann nennt diesen Arbeitsvorgang das „Schneiden“) einen Anhaltspunkt zu haben, um Verwechslungen gleichartiger Szenen zu vermeiden, um eine dem Drehbuch entsprechende dramaturgische Linie zu wahren, nummeriert man die einzelnen Szenen, indem man einen Mann eine Tafel mit einer Nummer vor das Objektiv halten läßt — und ihn gleichzeitig die Nummer sprechen läßt (damit sie auch auf dem Tonstreifen zu hören ist!). Denn Ton und Bild werden in zwei ganz verschiedenen Apparaturen aufgenommen. Bei der Arbeit des Zusammensehens (des „Schneidens“) nun, die erst ausgeführt wird, wenn alle Dreharbeiten beendet sind, muß der Mann mit der Klappe weggeschafft werden. Das ist der wahre Grund, warum diesen Herrn niemals zu sehen und zu hören bekommen werden.

Wie Bewandtnis aber hat es mit der mysteriösen „Klappe“ selbst? Ich will versuchen, Ihnen das recht populär zu erklären: Bei der Tonfilmaufnahme werden, wie bereits erwähnt, Ton und Bild in zwei voneinander ganz verschiedenen Apparaturen aufgenommen. Die Bildkamera und die Tonkamera arbeiten zwar räumlich getrennt voneinander, sind aber mittels Kabel direkt (der Fachmann nennt das „Synchron“) — von dem griechischen „gleichzeitig“ — verbunden, und werden durch ein- und dasselbe Kabel mit Strom gespeist. Nun würde theoretisch die Gleichzeitigkeit zwischen Ton und Bild schon durch die Tatsache allein erreicht sein, daß beide Apparaturen zur genau gleichen Zeit zu laufen be-

ginnen. Tatsächlich aber ergeben sich sehr oft — durch die verschiedenartige Reagenz der Motoren — derartige Verschiebungen beim „Einschalt“ (beim Beginn der Szene), daß man zu einem — wenn auch vielleicht sehr primitiven — Hilfsmittel schreiten mußte, um die absolute Gleichzeitigkeit beim Kopieren des Ton- und des Bildstreifens eventuell korrigieren zu können. Dieses Mittel fand man in der „Synchronklappe“, wie das geheimnisvolle Marteinstrument in der Hand des „Mannes mit der Klappe“ heißt. Im Augenblick nämlich, in dem der gute Mann die Klappe vor der Bildkamera zuschlägt, ertönt ein scharfes Knallgeräusch — und das ist auf dem Tonstreifen zu hören — resp. zu sehen! Durch genaues Aufeinanderlegen der beiden Geräuschstellen (der geschlossenen Klappe im Bild, und des Knalllauts im Ton) kann man nun die Gleichzeitigkeit, die „Synchronität“, herbeiführen.

Neuerdings ist man verschiedentlich dazu übergegangen, den „Mann mit der Klappe“ auch brotlos zu machen und ihn durch einen ebenso feinsinnigen, wie komplizierten Mechanismus zu ersetzen. Dieser Mechanismus besteht darin, daß man innerhalb des Bildaufnahme-Apparates eine kleine Glühlampe anbringt (ähnlich der, auf deren Wirkung das ganze Geheimnis des Tonaufnahmeverfahrens beruht). Diese Glühlampe — die ungefähr so aussieht, wie eine Radioröhre, ist durch eine direkte Leitung mit der Tonaufnahmeröhre (der „Photozelle“) verbunden. Wenn nun die Aufnahme losgehen soll, dann drückt der Tonmeister auf einen kleinen Knopf, und der läßt gleichzeitig die Photozelle in der Tonaufnahmekamera, als auch die kleine Glühlampe in der Bildkamera ganz kurz und ganz hell aufblitzen. Auf diese Weise entstehen auf den beiden Negativen je ein ganz weißer Streifen. Legt man beim Kopieren der beiden Negative nun diese beiden Streifen aufeinander, dann hat man die „Synchronität“, die Gleichzeitigkeit, auf mechanischem Wege. Zum Glück für den Mann mit der Klappe aber hat sich dieses mechanische Verfahren nicht richtig eingebürgern können, weil die Notwendigkeit der vor jeder Szene anzubringenden Szenen-Nummer noch nicht gelöst war. Man brauchte den Mann so und so. Infolgedessen ist man allenthalben bei den Filmfirmen von der mechanischen „Synchronklappe“ wieder abgetommen.

Unnötig wohl, zu erklären, daß der „Mann mit der Klappe“ ansonsten im Tonfilmatelier ein recht bescheidenes Dasein führt. Er schleicht (da man ihn sonst hören würde!) auf Filzsohlen einher, steht bei den Aufnahmen hübsch bescheiden im Hintergrund, und verhält sich auch sonst ganz ruhig. Nur immer bei Beginn der Szene ertönt seine Stimme. Und aus diesem einzigen Grunde ist er eine wichtige Persönlichkeit: denn er muß deutlich sprechen, die Klappe schnell zuschlagen (damit sich nur ein einziges Knallgeräusch ergibt!) und schnell nach dieser Handlung verschwinden. Und — Hand aufs Herz: wer kann immer lautlos die Klappe halten und verschwinden, wenn es interessant wird?

Die Spinne.

Von Hugo Vahlberg.

Es war so unsagbar gemächlich, so unsagbar ruhig und friedlich bei Franz-Heinrich Elmer. Franz-Heinrich jun. war eingeschlafen, Frau Biddy Elmer lag auf der Chaiselongue und verschlang ihren Feuilletonroman, und Franz-Heinrich sen. saß in seinem bequemsten Sessel und las in einem lange ersehnten Buch. Die hohe Stehlampe warf einen warmen Schein, die alte Uhr tickte, und draußen regnete es. Mit einem Wort, es war wundervoll gemächlich.

Da kam sie, die Spinne. Sie kroch an der Wand entlang, über den Bücherschrank, groß, schwarz und langbeinig, und sie spazierte ohne besondere Eile auf die Tür zu.

Als Franz-Heinrich ein Blatt in seinem Buch umwandte, bemerkte er sie. Er machte den Mund auf, um zu sagen:

„Gut mal, Biddy, die Spinne!“

Und gerade da empfand Franz-Heinrich besonders deutlich, wie friedlich und gemächlich es an diesem Abend war, wie bequem er in seinem Sessel saß, und wie spannend das Buch war. Elmer schloß den Mund wieder und dachte:

„Wenn ich Biddy jetzt die Spinne zeige, dann springt sie auf, drückt die Hände gegen die Augen und schreit: ‚Heinrich! Heinrich! Dgottogottogott! So mach doch, Franz-Heinrich! Hol sie runter! Aber mach sie nicht tot, denn das bedeutet Unglück! Hol sie und wirf sie raus!‘“ Und dann, dachte Franz-Heinrich Elmer, muß

Ich aufstehen, obgleich ich hier gerade so schön sitze, und ein Stück Papier suchen und eine Tüte daraus drehen und dann die Spinne in die Tüte treiben und die Tüte zumachen. Dann muß ich das Fenster aufmachen, die Tüte öffnen, die Spinne herauskühlen und aufpassen, daß sie mir nicht in den Armel kriecht; und die ganze Zeit schreit Biddy und läuft wie besessen im Zimmer umher, die Hände vorm Gesicht, und dann wird vielleicht Franz-Heinrich jun. wach, und dann habe ich den ganzen Abend keine ruhige Minute mehr. Ach was, ich sage lieber gar nichts!"

Die Spinne war jetzt auf halbem Wege zur Türe.

So eine große, dicke Spinne habe ich mein Leben lang nicht gesehen", dachte Elmer. „Aber in fünf Minuten ist sie weg. Nach dir, du Ekel!"

Da gähnte Frau Biddy, ließ ihre Zeitung sinken und sah auf. Wenn sie bloß nicht die Spinne sieht, — ich muß sie ablenken", dachte Elmer. Dann sagte er liebenswürdig.

Wie hübsch dir das Kleid steht, Biddy!"

Frau Biddy's Augen weiteten sich.

Sonderbar", sagte sie. „Noch nie hast du dich für meine Kleider interessiert, die ganzen sechs Jahre unserer Ehe nicht. Und nun ausgerechnet für diesen alten Fetzen!"

„Hm! Vielleicht, weil du selber heute Abend so glänzend aussehst, Liebling. Deine Augen sind so hell, so wunderbar hell, und dein Mund ..."

Frau Biddy schnellte auf der Chaiselongue in die Höhe, sah ihren Mann scharf an und sagte:

„Franz-Heinrich! Was hast du eigentlich?"

„Ich?" sagte Elmer. „Ich habe gar nichts. So bin ich doch immer."

„Na, ich danke! Du hast mir seit — na — seit mindestens fünf Jahren kein Kompliment wegen meiner Augen gesagt!"

Als Frau Biddy das sagte, wandte sie mechanisch den Kopf, um einen vergleichenden Blick auf ihr Jugendbild zu werfen, das an der Wand hing.

Franz-Heinrich mußte sie um jeden Preis daran hindern, nach dem Bild zu sehen, denn die Spinne saß kaum zehn Zentimeter weit von seinem Rahmen entfernt. Die Spinne kroch sehr langsam.

Franz-Heinrich beugte sich etwas vor, neigte den Kopf und sagte zärtlich, wenn auch etwas gezwungen:

Biddychen, guck mich doch an!"

Frau Biddy erhob sich schnell, setzte sich wieder sehr schwer und starrte ihren Mann die ganze Zeit mit offenem Munde an.

„Franz-Heinrich", leuchtete sie, „was soll das heißen? Was ist mit dir?"

„Aber, Liebstes", sagte Elmer schmeichelnd, „es ist doch nicht so was Ungewöhnliches, daß ich ..."

Was ist mit dir, Franz-Heinrich? Was soll das heißen?" Elmer sah schnell nach der Spinne. Sie hatte gerade kehrt gemacht und war jetzt auf dem Rückweg nach dem Bücherschrank.

Sie spazierte gemächlich und ansehnend in tiefen Gedanken. Elmer stöhnte leise.

Aber, meine liebe, gute, kleine Biddy ..." fing er wieder an. Da sprang Frau Biddy wieder auf. Ihre Augen sprühten. Sie stampfte heftig auf den Fußboden und zischte:

„Ich weiß! Ich weiß! Du verbirgst etwas vor mir, Franz-Heinrich! Ach, mein Gott! Aha Müller hatte ganz recht, du bist ein ... ein ... ach Gott, ach Gott!"

Dann stampfte Frau Biddy wieder heftig auf den Fußboden, warf sich lang auf die Chaiselongue und fing so an zu schluchzen, daß es in sämtlichen Sprungfedern knirschte und knadte.

„Du ver—bi—hirst mir was!" schrie sie. „Ich weiß es! Ich ..."

Knid, knad, knid, knad, sagten die Sprungfedern.

Franz-Heinrich wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er sah nach der Spinne, die gerade über dem Bücherschrank halt gemacht hatte und über ihren Weg unschlüssig zu sein schien.

„Aber, meine liebe Biddy", sagte Elmer, „es war ja nur, um ..."

„Sprich nicht zu mir!" leuchtete Frau Biddy und steckte sich die Finger in die Ohren.

Elmer seufzte und erhob sich von seinem bequemen Stuhl. Er trat mit beiden Füßen gleichzeitig auf, so daß die Stehlampe wackelte. Mit zwei langen, energischen Schritten erreichte er den Bücherschrank, streckte die Hand aus und fing die Spinne.

„Ja wohl, Biddy", sagte er dann hart, „ja wohl, ich verberge etwas vor dir."

„Das wu—hu—te ich ja, das wu—hu—te ich ja!" Knid, knad, knid, knad — Uhuhuhu

„Biddy, sieh mal her, was ich vor dir verborgen habe", sagte Elmer dumpf.

Frau Biddy erhob sich widerwillig und starrte auf Elmers geballte Hand.

„Was meinst du denn? Uhuhuhu!" sagte sie.

Franz-Heinrich öffnete die Hand, und die Spinne lief auf die Spitze seines Mittelfingers und zappelte mit den Füßen zu Frau Biddy hinüber.

„Jetzt hast du es erfahren", sagte Elmer, als Frau Biddy Schrei endlich verklungen war.

Dann ging Elmer hin, hielt die noch wackelnde Stehlampe fest, sagte: „Na ja! Na ja!" zu Franz-Heinrich jun., der hellwach geworden war, suchte nach einem Stück Papier, drehte daraus eine spitze Tüte und verschloß sie. Dann machte er das Fenster auf, öffnete die Tüte, schüttelte die Spinne heraus — während er genau aufpaßte, daß sie ihm nicht in den Armel kroch — schloß das Fenster wieder und rief seine Biddy schließlich wieder ins Leben zurück.

Als alles das erledigt war, nahm Elmer seinen Hut, knallte die Türe zu und ging in den Regen hinaus, der ihm in schweren, kühlen, unsagbar wohlthuenden Tropfen ins Gesicht schlug.

Aus dem Schwedischen
von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.

Gefahren der Seefahrt.

Von Georg Mühlen-Schulte.

In der Elektrischen erlauchte ich die folgende Unterhaltung zweier Frauen:

„Wie geht's denn Ihrem Ältesten, dem Emil?"

„Das ist nicht mein Ältester, das ist mein Jüngster."

„Na, wie geht's ihm denn?"

„Wem?"

„Ihrem Ältesten."

„Ach, Sie meinen wohl den Willi?"

„Willi? Ich denke, Emil heißt er."

„Nein, was der Älteste ist, der heißt Willi."

„Na, wie geht's ihm denn?"

„Dem geht's gut. Der ist Matrose."

„Bei der Schiffsschaukel oder richtig?"

„Richtig. Er liegt jetzt da unten in der Nähe von Australien bei den Mariannen und Karolinen."

„Ja ja, die Weibskente!"

„Das sind keine Weibskente, die Mariannen und Karolinen. Das sind Inseln."

„Marianne ist eine Insel?"

„Ja."

„Und Karoline ist eine Insel?"

„Ja."

„Machen Sie keine Sachen! Ich heiße Auguste. Bin ich vielleicht auch 'ne Insel?"

„Also wenn Sie mir nicht glauben wollen ..."

„Ich glaube Ihnen ja. Was macht er denn nun da unten, der Emil?"

„Sie meinen den Willi."

„Ich meine Ihr Ältester."

„Das ist der Willi. Der Matrose. Der macht Tiefseeforschungen."

„Ach nee! Sind denn seine Augen scharf genug für's Tiefsehn?"

„Dazu braucht er keine scharfen Augen. Die Tiefsee, das hat nichts mit Tiefsehn zu tun. Die Tiefsee, das ist das, was sich ganz unten auf dem Meeresboden befindet und wird mit Schleppnetzen rausgeholt."

„Gucken Sie mal an! Ich habe immer schon zu meinem Mann gesagt, der Emil, der kommt ganz nach seinem Vater."

„Sie meinen den Willi."

„Ihr Ältester."

„Das ist der Willi. Wieso kommt der ganz nach seinem Vater?"

„Na, der hat doch immer so gerne geangelt ... Ist ja fein, daß der Junge so 'ne feine Stelle hat."

„Ja, aber sie haben da sehr unter den Polypen zu leiden."

„Polypen? Bäh! Das kenne ich von unserem Trudchen. Eine eklige Sache."

„Und ob! Der Willi schreibt, sein erster Offizier hätte einen, der ist vier Meter groß und zwei Zentner schwer."

„Um Gotteswillen, das ist ja schrecklich! Kann er sich denn das Bieft nicht rausnehmen lassen?"

„Leider mußte ich an dieser Stelle aussteigen."

Der Richter fragt.

Der Richter fragt.

„War denn ein Zeuge zugegen, als Ihnen der Angeklagte die Ohrfeige gab?"

„Nein, Herr Richter — ich habe sie ihm aber auch so geglaubt!" (Lise.)